



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 26.

Wiesbaden, den 28. März 1915.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Der Bismarck-Deutsche“, von Karl Hans Strobl. — Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck, von Hans Grube. — „Aus Bismarcks Gedankenwerkstatt“, von Dr. Otto Kiefer. — „Bismarck und Hindenburg“, von Fritz Blen. — „Geflegt“, Erzählung von E. Frohn. — „Wilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienalters. — „Lütige Ede“.

Zum Geleit:

Deutsches Selbstbewußtsein und deutsche Selbstbegeisterung sind in ihrer gegenseitigen Zusammengehörigkeit wohl nie schöner zum Ausdruck gekommen, als in den Worten Bismarcks: „Meine Familie ist ebenso alt wie die Hohenzollern, und es stehe mir nicht ein, diesen zu dienen, wenn es von Gott nicht so bestimmt wäre.“
K. J. Langbehn.

Der Bismarck-Deutsche.

Von Karl Hans Strobl.

Den „Bismarck-Deutschen“ wollen sie uns austreiben, unsere Gegner, den „Goethe-Deutschen“ wollen sie uns lassen, und ahnen nicht, die freundlichen Verbesserer unserer Art, daß der „Goethe-Deutsche“ im „Bismarck-Deutschen“ steckt, wie der Kern in der Nuß. Militarismus und Kultur wollen sie gegeneinander auspielen und tun, als wüßten sie nicht, daß unsere Kultur wehrhaft sein muß, weil sie sonst bald ein Brei wäre, ein Gemenge aus dem, was unsere Feinde von deutschem Wesen übrig zu lassen beabsichtigen. Der Mann, der den preußischen Militarismus begründet hat, Friedrich der Große, war in Dingen der Kultur das, was man heute einen Aestheten nennt. Und so war auch Bismarcks Werk dem Ansehen nach ein politisches, seiner eigentlichen Bedeutung nach ein Werk der Kultur. Nicht die Form, in der er den Einheitsgedanken verwirklichte, ist das Entscheidende, sondern der Geist, den er Deutschland eintrug, der Mut und die Kraft zu Kulturaufgaben. Wir haben uns daran gewöhnt, in Bismarck den Gründer des Reiches zu sehen und einen Staatsmann von ausgesprochen gegenständlichem Können. Eine Einseitigkeit, die sein Bild einigermassen verwirrt hat. Wahr ist, daß Bismarcks politisches Denken immer auf das Nächste und Erreichbare gerichtet war: auf die Stärkung der Königsmacht in Preußen, dann auf Preußens Großmachtstellung, dann auf die Führung in Deutschland, dann auf Deutschlands Einigung und zuletzt auf die Begründung von Deutschlands Weltmacht. Aber bei alledem war Bismarck niemals Junker allein oder Preuze allein oder Deutschlands Kanzler allein, sondern in seinem Wesen war etwas von der Idealität des deutschen Geistes in kulturellen Fragen, von dieser wunderbaren Genialität unseres Volkes in allen künstlerischen Dingen. Daß ein Staatswesen nicht mit den romantischen Absonderlichkeiten eines Friedrich Wilhelm IV.

aufzubauen und zu erhalten sei, das hatte Bismarck am erhabenen Beispiel seines Königs gesehen; und wenn er Dinge der Kunst mit etwas schroffer Absichtlichkeit manchmal öffentlich von sich ablehnte, so lag darin auch die Erfahrung politischer Weisheit, die vor allem durch Klare und „praktische“ Erwägungen und Gedankengänge das Vertrauen der praktischen Leute erwerben will. Bismarck besaß die echt deutsche Schamhaftigkeit, die — sehr unähnlich dem als Wunder von Wahrheitsliebe gepriesenen und geübten Exhibitionismus „bekennender“ Literatur — ihr Bestes und Innerstes an Gefühlen und Stimmungen der Umwelt verbirgt. Aber wer, der Bismarcks ganzes Lebenswerk und die nun zum größten Teil erschlossenen Tiefen seines Wesens überblickt, wird heute das Künstlerische und Dichterische in ihm leugnen wollen? Der Mann, der für Byron, und Shakespeare in wilden Jugendjahren „schwärmte“ und ihnen zeitlebens eine starke und treue Liebe bewahrte, dem Beethovens Musik Brücke zu Johanna war, ist selbst einer unserer sprachgewaltigsten Dichter. Wir haben seine „Gedanken und Erinnerungen“, wir haben seine Briefe. Darin sind alle Höhen und alle Labyrinth des deutschen Wesens, es sind Auseinandersetzungen eines Titanen über das Thema Gott und die Welt, Gottsuchen und Welttheierkeit ist da, klarer Sonnenschein und mystische Dämmerung, Luther und Kant, Grimmselshausen und Jean Paul, Dürer und Böcklin. Wenn durch einen argen Zufall alles von Hebbel untergegangen wäre, bis auf die Briefe und Tagebücher, so wüßten wir, daß er ein großer Dichter war. Wir wissen es von Bismarck nach den wenigen Bänden seines literarischen Erbes. An Stelle der Tragödien Hebbels haben wir die großen Wirklichkeitsdramen: „Preußens Aufschwung“, „Deutschlands Einigung“ und „Der Wille zur Macht“.

Wir wollen uns ruhig Bismarck-Deutsche nennen lassen, meine Freunde, denn sie sagen damit das Beste, was sie einem Volke nachsagen können; daß es bestrebt ist, in die Art seines größten Mannes mit dankbarem und entschlossenem Herzen hinein zu wachsen.



Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck.

Von Hans Grube.

Für die Beurteilung des Menschen Bismarck hat kein Zeitraum seines Lebens tiefere Aufschlüsse gegeben, als die letzten acht Jahre vor seinem Dahinscheiden. In jenen Tagen hat der Altreichskanzler fast täglich Besuche entgegengenommen von Diplomaten, Schriftstellern, Parlamentariern und Leuten aus anderen Ständen, vom einfachsten Bürger bis zu den Bundesfürsten, die ihm durch ihr Erscheinen in Friedrichsrub ihre Ehrerbietung und den Dank für seine dem Vaterlande erwiesenen unvergleichlichen Dienste darbringen wollten. Dazu kamen die zahlreichen großen Huldigungsfahrten, bei denen sich stets ein ungezwungener Verkehr des Friedrichsruber Schloßherrn mit den Angehörigen der verschiedensten Volksschichten entwickelte. Dadurch wurde so manchem Beobachter die Gelegenheit gegeben, den Altreichskanzler als Gutsbesitzer und Familienvater kennen zu lernen und Zeuge zu werden von charakteristischen Episoden, die einen Einblick in Bismarcks Seelenleben gaben. Jeder, der während dieser erinnerungsreichen Tage mit dem Großen in nähere Berührung gekommen ist, hat aus der Unterhaltung mit ihm etwas davon getragen, das auf ihn wie eine Offenbarung wirkte.

Nicht gebunden durch diplomatische Rücksichten, furchtlos und aufrichtig, wie das seiner Natur von jeher entsprach, von heiserer Liebe erfüllt für sein Volk, und dabei trotz körperlicher Leiden und Altersbeschwerden bis in die letzten Tage seines Daseins von jugendlichem Geiste erfüllt, spendete der Fürst aus dem reichen Born seiner Erkenntnis von dem, was Deutschland not tut, Rat und Zukunftstrost, Belehrung und Warnung unermüdet und göttlich, wie kein Zweiter vor ihm das je in gleichem Maße als ein treuer Erbe seines Volkes vermocht hat.

Da erst schien Alldeutschland das volle Bewußtsein für das Glück anzugehen, einen Bismarck sein eigen nennen zu dürfen. Es erwachte die langschlummernde Erkenntnis, eine unbeglichene Dankeschuld tilgen zu müssen, ehe es zu spät sein würde. Tausende drängte es, diesem Gefühle einen deutlichen Ausdruck zu geben. Von überall her pilgerten Bismarcks Verehrer nach der historischen Stätte, an der sie Aug' in Aug' dem Großen gegenüberstehen durften, um ohne Vermittlung von Papier und Druckerschwärze aus seinem eigenen Munde unvergessliche Worte der Erhebung entgegenzunehmen. Die stürmischen Heil- und Dankesrufe, mit denen in jenen Tagen ganz Deutschland seinem alten Bismarck huldigte, wiegen schwerer, als das Durragebüchel einer zufällig zusammengeströmten Volksmenge.

Bismarck empfand das tief und bekannte offen, wie wohlthuend ihn diese Kundgebungen berührten und ihn in seinem Glauben an das deutsche Volk bekräftigten.

Bei meinem häufigen Aufenthalt im Bismarckschen Hause und als Zeuge aller jener erhebenden Vorgänge, die sich damals in Friedrichsrub und Varzin zugetragen haben, war es mir verdonnt, tiefere Einblicke in Bismarcks Privatleben zu tun. Wie jedem Besucher des Fürsten Bismarck, der etwas mehr als die im rechten Flügel des Friedrichsruber Schlosses gelegenen, mit behaglicher Eleganz ausgestatteten Wohn- und Empfangszimmer gesehen hat, fiel mir die außerordentliche Einfachheit der Hauseinrichtung in Bismarcks Heim auf. Dieser Einfachheit entsprach auch die ungezwungene und schlichte Art des Umganges, in dem der Fürst mit seinen Gästen verkehrte. Der Verkehr des Fürsten mit seinen Hausbeamten und den mit ihm in Beziehung stehenden Geschäftsleuten trug einen Zug von Gemütlichkeit, ohne daß dies jedoch irgend jemand hätte Anlaß geben können, die hohe Achtung und Ehrerbietung jemals im geringsten außer acht zu lassen und in einem ungebührlich fortdialen Ton mit dem Fürsten zu reden. Es ging, auch wenn er scherzte, alle Zeit etwas so Vornehmes, Ehrfurchtgebietendes

von seiner Persönlichkeit aus, daß es niemand in den Sinn kommen konnte, einen burlesken Ton im Verkehr mit ihm anzuschlagen. Das würde ihm auch wohl schlecht bekommen sein, denn der Fürst hielt bei aller Vorliebe für eine gerade und unzweideutige Meinungsäußerung bei sich und anderen, doch immer auf die genaueste Einhaltung der äußeren gesellschaftlichen Formen. Es sind deshalb auch alle die Anekdoten, die Leute, die den Fürsten unmöglich näher gekannt haben können, über die derbe Sprache, die sein Leibarzt Schwemmer bei seiner ersten Begegnung mit Bismarck geführt haben sollte oder über das Bierbänkliche Benehmen des Oberförsters Lange beim Kartenspiel mit seinem durchlauchtigsten Herrn durchaus ins Bereich geschmackloser Märchen zu verweisen. Oberförster Lange in Friedrichsrub wurde zwar gelegentlich, wie auch der Varziner Oberförster Westfahl, zur fürstlichen Familientafel geladen, aber mit ihm Karten zu spielen, hat der Fürst niemals das Bedürfnis empfunden. Fürst Bismarck hat sich, nach seiner eigenen Aussage, in seinem ganzen langen Leben überhaupt niemals mit Kartenspielen abgegeben, weil er, wie er betonte, es immer für Zeitverschwendung gehalten und er stets eine nützlichere Beschäftigung gesucht hat.

Bismarcks Humor, der ihn bis zum letzten Lebenstage nicht ganz verlassen hat, brach in der Unterhaltung immer wieder durch, obwohl ihn heftige neuralgische Schmerzen nur allzu oft in fast unerträglicher Weise plagten. Sein ungewöhnlich starkes Gedächtnis ließ ihm, namentlich während der meistens sehr angeregten Tischgespräche, häufig allerlei selbst erlebte Anekdoten einfallen, mit denen er das jeweilige Unterhaltungsthema drastisch zu illustrieren liebte. Einen gemütlichen Scherzton schlug der Fürst namentlich gern im Geplauder mit den Leuten an, die gelegentlich der großen Huldigungsfahrten von nah und fern zu ihm gekommen waren.

In besonderer guter Laune verschmähte Bismarck es nicht, auch mal einen richtigen Kalauer anzubringen. So erinnere ich mich, daß er beim Empfang der Dresdener Liedertafel im Frühjahr 1892 die Herren, die ihn mit zahlreichen Gelasenporträgen unterhalten hatten, zum Vortreten an die im Park aufgestellten Frühstückstafeln mit den Worten einlud: „Na, meine Herren, jetzt ist es wohl Zeit, von den Liedern zu den Tittern überzugehen.“

Wer nicht früher einmal den Fürsten Bismarck im Reichstage oder im preussischen Abgeordnetenhaus als Redner kennen gelernt hatte, empfand bei den großen Empfängen gewöhnlich einige Ueberraschung über die mit der Hünenstalt des Altreichskanzlers im Widerspruch stehende hohe Tonlage seines Organs. Dazu war seine Rede auch durchaus nicht immer stehend, sondern meistens durch Stoden und öfters Häufpern unterbrochen. Er selbst sagte einmal von sich: „Ich bin kein Redner, ich besitze nicht die Fähigkeit, durch Erregung eines gefälligen Scheines die Gemüter zu bestechen, um auf diese Weise Tatsachen zu verdunkeln. Meine Rede ist einfach und klar.“

So war es wirklich. Bismarcks Reden fesselten den Hörer mit zwingender Gewalt durch den gedankenreichen Inhalt; der technischen Schönheiten, auf die ein Rezitator Wert zu legen hat, wenn er Eindruck machen will, gebrach es seiner Rede. Oft baute der Fürst auch sehr lange und ganz verzwickte Schachtelsätze, wie sie heutzutage schon längst nicht mehr für modern gelten. Dann passierte es ihm wohl manchmal — ich habe das gerade bei seinen aus dem Stegreif gesprochenen Erwidrerungen auf die Huldigungsansprachen unter freiem Himmel erlebt —, daß mitten in einem höchst komplizierten Satzbau dem Fürsten der Faden auszugehen schien. Und wer seine Wohnheiten noch nicht kannte, den überlief es dann wohl meist heiß und kalt während der Spannung, wie der Redner sich aus seiner peinlichen Lage herauswickeln würde. Bismarck schwieg dann nämlich einfach still und blickte regungslos in die Ferne. Das Schweigen dauerte manchmal mehr als dreißig Sekunden, die den in gespannter Erwartung harrenden Zuhörern zu Ewigkeiten wurden. Der Fürst selbst empfand aber diese Situation keineswegs als peinlich. Er war der Höflichkeit und der Geduld seiner Zuhörerschaft ja immer sicher, und voller Ruhe rekapituliert er im Gedächtnis den Satz, soweit er ihn gesprochen hatte, baute in Gedanken mit vollkommener Sicherheit den dazu gehörigen formgerechten Schluß, den er dann, ohne ein Wort des Vorderfases zu wiederholen, in bedeutend schnellerem Tempo, als seine gewöhnliche Redeweise sonst war, hervorrief. Dazu kam, daß Bismarck fast immer nach solchem Stoden und darauf folgenden sehr schnellen Fortsetzen des begonnenen Satzes auch die nächstfolgende Periode, ohne hinter dem Punkt eine Pause zu machen, ungewöhnlich schnell zu sprechen pflegte. Solche Redestellen richtig festzuhalten, bot selbst den tüchtigsten Stenographen ungewöhnliche Schwierigkeit.

Der Familiensinn war in Bismarck sehr stark. Wie oft habe ich in seinen letzten Jahren ihn seinen dankbaren Gefühlen

gegen die Vorlesung Ausdruck geben hören, daß ihm eine so überaus glückliche Aussicht beschieden sei. Dabei erwähnte er auch einmal mit Nachdruck, wie sehr er sich dadurch für begnadet halte, daß er es nicht habe erleben müssen, eines seiner Kinder durch den Tod zu verlieren.

Bismarck wäre dieser Schmerz beinahe doch noch zu Teil geworden, wenn er ein nur um wenige Jahre höheres Lebensalter erreicht hätte; denn bekanntlich sind seine beiden Söhne Herbert und Wilhelm, die noch im besten Mannesalter standen, ihrem großen Vater innerhalb kurzer Frist im Tode gefolgt.

Ein langes und überaus glückliches Eheleben hat er mit Johanna von Puttkamer geführt, die er am 28. Juli 1847 zum Altar geführt hatte. Ein Familienleben von solcher Innigkeit und nie getrübt durch Frieden, wie es im Hause Bismarcks geführt wurde, wird selten in gleicher Reinheit gefunden werden. Ueber das Verhältnis Bismarcks zu seiner Frau ist uns in deren später veröffentlichtem Briefwechsel ein herrliches Denkmal des Herzensbundes zweier edler Menschen bewahrt worden, deren Andenken nicht erlöschen kann, so lange deutscher Sinn und deutsches Tun noch etwas in der Welt gelten.

Des Fürsten Gattin ist wohl die einzige Persönlichkeit gewesen, die zuweilen einen Einfluß auf die Entschlüsse des Fürsten gehabt hat, dabei darf man aber beiseite nicht denken, daß sie in politischen Dingen jemals auf ihren Gatten einzuwirken versucht hat. Ihre Sorge betraf immer nur das leibliche Wohlbefinden des oft über die Mähen durch Arbeit in Anspruch genommenen Mannes. Selbst oftmals leidend, war sie immer aufs ängstlichste besorgt um ihn. Als Hausfrau waltete sie sparsam und hatte stets ein scharfes Auge auf alle Zweige der Hauswirtschaft. Dabei war sie aber gütig und gerecht gegen die Dienerschaft, und den Kranken unter ihren Gutsbewohnern widmete sie eine ganz besondere Fürsorge. Für sich selbst beanspruchte sie wenig. Ihre Kleidung war stets überaus einfach; in den letzten Jahren trug sie oftmals an rauen Tagen, wenn ihr leidender Zustand sie zwang, sich gegen ein Frösteln zu schützen, einen großen bis auf die Hüften reichenden Kragen von eisgrauem langhaarigen Fellswerk. Dann scherzte Bismarck zuweilen über das Wolfskleid und fragte wohl auch anwesende Besucher, ob seine Frau nicht einen grimmigen Eindruck mache. Die Fürstin nahm solche Scherze allezeit freundlich auf und freute sich, daß der Humor dem Mann, der fast immer selbst von irgendwelchen Schmerzen geplagt wurde, nicht ausging. Das Verhältnis zwischen den beiden Eheleuten war überhaupt allezeit das denkbar beste und nahm in den letzten Lebensjahren der Fürstin einen geradezu rührenden Charakter an.

Der am 30. Juli 1898 eine Stunde vor Mitternacht eingetretene Tod des Fürsten Bismarck überraschte trotz des schon Monate andauernden leidenden Zustandes des Hochbetagten seine nähere Umgebung. Selbst sein Leibarzt Schwemmer hatte ein so nahes Ende nicht erwartet, so daß er Friedrichsruh für mehrere Tage verlassen hatte und, telephonisch herbeigerufen, erst eine halbe Stunde vor Bismarcks Hinscheiden am Sterbebette eingetroffen war.

Am 28. Juli hatte Bismarck noch an der Familientafel teilgenommen, sich an der Unterhaltung lebhaft beteiligt, einigen Champagner getrunken und nach der Mahlzeit noch mehrere lange Pfeifen mit Behagen ausgeraucht. Am Samstag, den 30. Juli, verschlimmerte sich sein Zustand zusehends. Er lag wiederholt lange in tiefem Schlaf, aus dem er kurze Zeit zu völlig klarem Bewußtsein erwachte. Einige Minuten vor elf Uhr tat er seinen letzten Atemzug. Die letzten Worte aus seinem Munde, an seine Tochter Gräfin Marie Manhan gerichtet, die ihm den Fieberschweiß von der Stirn gewischt hatte, waren: „Danke, mein Kind.“

Als der nächste Morgen, einer der strahlendsten Sommerstage jenes Jahres, über dem Sachsenwalde heraufgezogen war, führte Geheimrat Schwemmer mich auf meine Bitte zum letzten Abschied an Bismarcks Sterbebett, an dem zwei Forstbeamte die Ehrenwache hielten. Noch befand sich der Entschlafene in derselben Lage, in der er den letzten Atemzug getan hatte. Er lag da, wie ein friedlich Schlafender, den Kopf, auffällig klein erscheinend, etwas nach links in die Kissen gedrückt. Die rechte Hand, leicht über die Decke gestreckt, hielt eine weiße Rose, die letzte Gabe seiner Tochter Marie.



Aus Bismarcks Gedankenwerkstatt.

Von Dr. O. Kiefer.

Der Mann, dessen hundertjährigen Geburtstag wir am 1. April unter dem Donner der Kanonen in Ost und West feiern, sagte einmal im Reichstag gegenüber einigen verbohrteten Prinzipienreitern: „Es gibt eine Menge Leute, die haben ihr ganzes Leben hindurch nur einen einzigen Gedanken, und mit dem kommen sie nie in Widerspruch. Ich gehöre nicht zu denen; ich lerne vom Leben, ich lerne, so lange ich lebe, ich lerne noch heute. Es ist möglich, daß ich das, was ich heute vertere, in einem Jahr oder in einigen, wenn ich sie noch erlebe, als überwundenen Standpunkt ansehe und mich wundere: wie habe ich früher dieser Ansicht sein können?“ Dieser Ausspruch, den man mißverstehen könnte, bezog sich einzig und allein auf politische Dinge! Auf diesem seinem eigenen Gebiet war denn auch der Reichsgründer alles andere als ein Rationalist, der mit einem wohl ausgearbeiteten Programm vor das deutsche Volk hintrat und ihm klarlegte, wie man nun nach dieser Richtschnur selig werden könne. Darin unterscheidet sich Bismarcks Staatskunst von der eines jeden Parteipolitikers: dieser naht mit dem unfehlbaren Rezept in der Tasche und kommt aus dem Häuschen, wenn die Wirklichkeit irrational, wie sie nun einmal ist, seiner Vorschläge spottet, Bismarck vergißt nie, daß die Politik eine eminent praktische Wissenschaft ist, bei der man sich an die Form, an die Namen, an Theorien, in die sie gerade hineinpasse soll, nicht so sehr kehren darf, er weiß, daß mit der Position, die man vor sich hat, auch die Benutzungsart der Positionen wechselt, und noch drei Jahre vor seinem Tod sagt der alte Kanzler zu den deutschen Studenten, die ihn feiern, „die Politik ist eine Aufgabe, mit der eigentlich nur die Schiffahrt in unbekanntem Meer eine Ähnlichkeit hat. Man weiß nicht, wie das Wetter, wie die Strömung sein wird, welche Stürme man erlebt.“ Der Mensch kann den Strom der Zeit nicht schaffen und nicht lenken, er kann nur auf ihm fahren und steuern, mit mehr oder weniger Erfahrung und Geschick den Schiffbruch vermeiden. Aber dieses Rücksichtnehmen auf das, was möglich war, ist doch nun und nimmermehr ein verbrecherisches Spielen mit der Wirklichkeit gewesen, so, wie es etwa die Politik eines Napoleons und der heutigen englischen Staatsmänner darstellt; denn Bismarck fragte bei allem, was er tat, wie nütze ich am besten meinem Vaterland, während der politische Abenteuerer fragt, wie vermehre ich am schnellsten meine Macht und meinen Ruhm! Und Bismarcks Handeln, so wenig es, nach seinen eigenen Aussagen, nach irgend einem Parteischema sich richtete, war doch nicht so rein opportunistisch und willkürlich, wie man meinen konnte, denn es war verankert im Boden der Vaterlands- und Fürstenliebe, vor allem aber im Boden des Christentums. Schon im Jahre 1849 sprach der damalige Abgeordnete im Preussischen Landtag die denkwürdigen Worte: „Ich hoffe, es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert.“ Der Mann, der seine Gedanken und Erinnerungen mit dem Bekenntnis beginnt, daß er „als normales Produkt unseres staatlichen Unterrichts“ die Schule als Pantheist verließ, muß schon im Jahre 1851 seiner Frau gegenüber gestehen: „Wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestalt hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig was ich damals verspottete.“ „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt, und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben, das dahinfährt wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleich wie ein Gras, das bald welk wird; wir bringen unsere Jahre zu, wie ein Geschwätz. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben, wie damals, ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der Tat nicht,

warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemd; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben.“ Es ist richtig, was der geistreiche Emil Ludwig in seinem „Psychologischen Versuch“, vielleicht dem besten aller über Bismarck erschienenen Bücher, sagt: Mit zunehmendem Alter treten die Äußerungen des Christen hinter denen des Fatalisten zurück; oder man sagt am Ende weniger schroff: die reiche Welt und Lebenserfahrung hat den Kanzler einsehen lassen, daß der Einzelmensch, selbst wenn er die Gaben eines Bismarck besitzt, im Grunde genommen die Dinge niemals machen kann, sondern bestenfalls als Werkzeug eines höheren Willens die Wege der Vorsehung wandeln darf. Schon im Jahre 1859 schreibt er einmal: „Es ist ja nur Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und ihre Ehre vor Gott anderes als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt?“ Und bald nach dem dänischen Krieg: „Je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliche Rechnung.“ Aber dieser scheinbare Fatalismus ist im Grunde nichts als das Gefühl einer schlechthin innigen Abhängigkeit vom Gott des Christentums! Darum sucht der Kanzler immer in Stunden schwerer Kämpfe und Entscheidungen Trost, wenn nicht Rat, in seiner Bibel, im Gesangbuch, ja in den „täglichen Lesungen der Brüdergemeinden“; er disputiert gerne über die Auslegung der Augsburger Konfession, nimmt nicht selten das Abendmahl und trägt besonders Bitten für sein Weib und seine Kinder oft und gern seinem Herrgott vor. Dagegen hält er sehr wenig von der reinen Beschaulichkeit, die diesem Mann leidenschaftlicher Tat begreiflicherweise als ein toter Glaube vorkam; „wo die rechte Liebe sei, da sei wohl auch das Bedürfnis, sich durch Freundschaft oder durch andere Bande einem der sichtbaren Wesen anzuschließen.“ Das war die Stimmung, die ihn den Weg zu Ehe und Familienglück finden ließ, gewiß kein schlechtes Zeichen für die echt deutsche Gemütsstiefe dieses Mannes! „Ich fürchte“, schreibt er darum seiner Gattin, „ich würde nichts werden, was Gott gefällt, wenn ich dich nicht hätte. Du bist der Anker an der guten Seite des Ufers; reißt er, so sei Gott meiner Seele gnädig.“ Unendlich viel Züge rührender Art könnte man zusammentragen, um das wunderholde Bild dieser einzigartigen Ehe zu zeichnen, die uns den eisernen Kanzler in seiner ganzen tiefen Menschlichkeit lieb gewinnen läßt. Mit welcher Innigkeit und schrankenloser Hingebung hängt Bismarck an seiner Frau! Wenn er kurz von ihr getrennt ist, macht er sich die größten Sorgen, falls einmal einige Tage kein Brief kommt. „Mein Liebchen“, schreibt er dann wohl, „erbarm' Dich und schreibe mir, daß Ihr lebt und gesund oder krank seid, aber greife Deine Augen nicht an, und schreibe nicht bei Licht. Ich bin in einer kindischen Angst.“ Nach 21jähriger Ehe schreibt er: „Ich bin der Trennung so entwöhnt, daß ich es gräßlich hier finde und die Stunden zähle, bis Ihr wiederkommt.“ Fast mit denselben Worten heißt es nach 40jähriger Ehe: „Ohne Pferde und ohne Frau halte ich es hier nicht länger aus.“ Er hat, wie er der Gattin schreibt, sie geheiratet, um sie in Gott und nach den Bedürfnissen seines Herzens zu lieben, und um in der fremden Welt eine Stelle für sein Herz zu haben, die all ihre dürren Winde nicht erkälten und an der er die Wärme des heimlichen Kaminfeuers finde, an das er sich dränge, wenn es draußen stürmt und friert. „Denn es gibt nichts“, heißt es am Schluß dieses Briefe, „was mir nebst Gottes Barmherzigkeit teurer, lieber und notwendiger ist als deine Liebe und der heimliche Herd, der überall, auch in der Fremde, zwischen uns steht, wenn wir beieinander sind.“ Der Mensch Bismarck, dem wir in seinem Verhältnis zur Gemahlin und Familie so tief ins Herz blicken können, tritt uns auch als echt germanischer Freund der Natur und der ländlichen Stille und Einsamkeit sehr sympathisch entgegen. Aus der Unruhe des Landtags sehnt er sich schon 1850 heraus und schreibt der Gattin: „Könnte ich Dich gesund umarmen und mit Dir in ein Jägerhaus im tiefsten

grünen Wald und Gebirge ziehen, wo ich kein Menschengefißt als Deines sähe.“ Und im gleichen Sinne sagt der Dreißigjährige: „Ich bin hier im Walde lange nicht so einsam, wie oft in den vorhergehenden Jahren. Man ist immer am einsamsten in großen Städten, am Hofe, im Parlamente, unter seinen Kollegen; dort fühlt man sich mitunter wie unter Karven die einzig fühlende Brust. Aber im Walde fühle ich mich niemals einsam, das muß in der Natur des Waldes begründet sein. Die Waldeinsamkeit muß für Deutsche etwas Befriedigendes haben.“ Noch mehr: in seinem Sachsenwalde, den er über alles liebte, fährt er mit der todkranken Gefährtin seines Lebens an alle die Orte, die ihnen teuer waren! Und in diesem Sachsenwald, nicht im Berliner Dom, wie es der Kaiser wünschte, ließ er sich auch zur ewigen Ruhe bestatten, an der Seite seiner Frau, die ihm teurer war, als alles sonst auf Erden.

Es wäre einseitig, wollte man diese gemüthlichen Züge des gewaltigen Staatsmannes hervorheben, ohne sie durch andere zu ergänzen, soweit das im Rahmen eines kurzen Artikels geschehen kann. Das Problematische, das jeder wirklich große Mann besitzt, liegt auch bei diesem Riesen darin, daß gewaltige Gegensätze scheinbar unvermittelt in seinem Innern nach Ausgleich streben: „Gute Musik“, sagt er einmal, „regt mich nach zwei Richtungen hin auf: zum Vorgefühl des Krieges und der Idylle.“ Die Idylle lernten wir soeben kennen, der „Krieg“, d. h. die großen Kämpfe um das, was sich Bismarck als Ziel gesetzt hatte, erfüllte sein Leben von dem Augenblick an, als den vorher unbekanntem Landadelmann seines Königs Wunsch zum Gesandten am Frankfurter Bundestag ernannt hatte. „Ich habe von Anfang meiner Karriere an nur den einen Leitstern gehabt: durch welche Mittel und auf welchem Wege kann ich Deutschland zu einer Einigung bringen, und, soweit dies erreicht ist, wie kann ich diese Einigung befestigen, fördern und so gestalten, daß sie aus freiem Willen aller Mitwirkenden dauernd erhalten wird.“ Das war die letzte Triebfeder aller Handlungen des Reichsgründers! Und daß diese nationale Tat nur durch „Blut und Eisen“, das heißt durch die militärische Kraft Preußens zu erringen war, und nicht durch „Reden, Schützenfeste und Kieder“, diese Einsicht verdankte Bismarck seiner nüchternen, realistischen Beurteilung der Dinge. „Die Saat, die ich sorgfältig kultivierte, wäre im Keim erstickt worden durch einen kombinierten Druck des gesamten Europas, das unseren Ehrgeiz zur Ruhe verwiesen hätte, denn aus Liebe für uns hätte keiner etwas für die deutsche Sache getan, auch nicht einmal aus Interesse.“ Von dieser Seite kannte Bismarck seine lieben europäischen Nachbarn, und man kann doch wirklich nicht behaupten, daß er zu schwarz gesehen hat! Man hat des öfteren behauptet, des großen Kanzlers innerstes Wesen sei der „Wille zur Macht“ gewesen, und besonders moderne Schöngelster kommen sich wunder wie weise vor, wenn sie in Bismarck so eine Art Uebermensch nach Nietzsche'schem Muster zu finden glauben. Nichts ist verkehrter! „Ich bin nie herrschsüchtig gewesen und ehrgeizig, es ist immer Verleumdung gewesen, wenn man dies erzählte, ich war immer nur dienstfertig“, sagte der Greis drei Jahre vor seinem Tode. Und als Reichskanzler, vor dessen Willen sich Europa beugte, rief er es mehr denn einmal in den Reichstag hinein, daß ihn nichts als das Gefühl der Diensttreue zum Aushalten auf seinem schwierigen und undankbaren Posten festhalte. Seinem König, dem Kaiser Wilhelm I., ist er ergeben bis zum Neuesten mit der unbedingten Pflichttreue des preußischen Offiziers, wie er kurz vor seinem Tod unserem jetzigen Kaiser gegenüber es aussprach: „Das Beste in mir und in meiner Lebensbetätigung ist immer der preußische Offizier gewesen.“ Aber auch diese Treue wurzelt, und ist sehr wichtig zur Beurteilung des Mannes, in seinem Gottesglauben. „Nehmen Sie mir meinen Glauben und Sie nehmen mir meinen König. Denn warum, wenn es nicht Gottes Gebot ist, soll ich mich sonst diesen Hohenzollern unterordnen?“ Dazu kam natürlich die persönliche Liebe Bismarck zu seinem König. Man muß dies einzigartige Freundschaftsverhältnis kennen, um die ganze Schwere des Schicksals zu erfassen, das die schroffe Entlassung für den Kanzler bedeutete! Doch wir wollen

heute dies düstere Blatt unserer Geschichte lieber nicht aufschlagen . . . Es ist auch zwecklos, sich zu fragen, wie sich Deutschlands Geschichte gestaltet hätten, wenn es dem Reichsgründer verstattet gewesen wäre, so, wie er es wohl selbst am liebsten gehabt hätte, „wie ein braves Pferd in den Selen zu sterben“; ein „Kleber“ war er nie, und wenn er sich stürzen ließ, statt freiwillig der übergeordneten Gewalt zu weichen, so geschah das nur, weil er seine politische Laufbahn nicht mit einem Akt beschließen konnte, dessen Folgen er für Volk und Reich als höchst verderblich erachtete. Heute steht in der ganzen Welt das Urteil über jene Tage und Ereignisse fest. Jeder Deutsche, der diesen Namen verdient, weiß heute, was er Bismarck verdankt. Und wenn wir uns in dem großen deutschen Krieg befinden, den auch Bismarck durch sein Genie nicht für ewig abwenden, sondern nur auf Jahre hinauschieben konnte, so wollen wir uns seiner prophetischen Worte erinnern, daß es in jedem Jahrhundert einen großen deutschen Krieg geben muß, der „die deutsche Normaluhr für hundert Jahre richtig stellt“! Und wir wollen daran denken, daß der große Kanzler schon im Jahre 1888 verkündigte, was wir soeben erlebt haben, das „Aufbrennen der deutschen Pulvermine“, nämlich das Erwachen des „furor teutonicus“, die Bewahrung des berühmtesten Wortes unseres Reichsgründers: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“ In diesem, in seinem Zeichen wollen und werden wir siegen!



Bismarck und Hindenburg.

Von Fritz Bley.

Die Freude an Helden und Heldentum, die in der wie ein wüster Traum hinter uns liegenden Zeit unserem Volke tief versunken zu sein schien, hebt in der Weihe dieser Tage mit besonders inniger Verehrung zwei Redengestalten empor, in denen die Größe von einst und heute verkörpert erscheint. Sicherlich ehrt dies unser Volk und bleibt, querweg über allerhand Kindereien, philisterhaften Kleinram, altjüngferliche Betulichkeit und geschmacklose Aufdringlichkeit, durchaus berechtigt. Denn wenn auch zu wünschen stünde, daß manche Kundgebungen an den Sieger von Tannenberg, Eyl und Augustow in eine würdigere Form und eine mehr dem Geiste des großen Feldherrn entsprechende Richtung geleitet würden, so bleibt für Jetztzeit und Nachwelt doch als köstlicher Gewinn dieser Ausbrüche des Volksjubels die Freude an der herrlichen in sich geschlossenen Persönlichkeit!

Auch daß die schwärmerische Verehrung des Helden der Vernichtungsstrategie fast die großen Führer der Ermattungsstrategie im Westen in den Schatten zu stellen droht, soll uns nicht beirren. Die Kriegsgeschichte wird schon ins rechte Licht stellen, daß wir trotz des uns vom Nermelkanal bis zum Kanton Wallis aufgezwungenen Stellungskampfes, ja gerade in der taktischen Verteidigung erst recht, den strategischen Angriffsgeist der preußisch-deutschen Ueberlieferung gewahrt haben. Die Angriffslust ist, wie die Winterschlacht in der Champagne erwiesen hat, auch in den Schützengräben nicht erstickt, und der deutsche Heldengeist hat sich im Höllengeföde der Granaten und im Anstürme erdrückender feindlicher Massen nur um so herrlicher bekundet. Aber für die Vorstellung der Massen bleibt doch die liebste Gestalt der Russenbesieger, dessen durchdachte Pläne dazu führten, daß feindliche Armeen zu sein aufgehört haben.

Auch da drängt sich die Erinnerung auf an das Häuschen von Donchery. Nur daß der General Baron v. Sievers kein französischer Phrasenmacher war wie Napoleon III., sondern ein baltischer Edelmann, der die Mahnungen seines alten Namens nicht vergessen und Hand an sich gelegt hat, um den Tag dieser Russenschmach nicht überleben zu müssen.

Jeder Vergleich Bismarcks mit Hindenburg, der auf eine Abschätzung des einen gegen den anderen hinausläufe, bliebe natürlich ebensolcher Unfug, wie die im klassischen Weimar beliebte Wägung der Größe unserer Dichtersürsten. Freuen wir uns auch heute, „daß wir zwei solche Kerle haben!“ Denn die letzte Bedeutung ihrer überragenden Größe liegt nicht in ihren geschichtlichen Taten, sondern in deren Auswirkung auf den deutschen Volksgeist, der in ihnen die Fleisch und Blut gewordene Einheitlichkeit seiner eigenen besten Züge erkennt.

Darin berühren sich Bismarck und Hindenburg, wie beide zusammen sich berühren mit Luther, Hutten, Schiller, Kant und Fichte. Der Verschiedenheit aller dieser grunddeutschen Gestalten bleibt das deutsche Volk sich ja hinreichend deutlich bewußt. Schon ein Blick auf die Bildnisse Bismarcks und Hindenburgs zeigt aber die innere Verwandtschaft ihrer deutschen Art bei aller Verschiedenheit deutlich auf. Beide haben sie im Blicke die ernste und bannende Sternengewalt, den echt deutschen Gegensatz von hartem Tatwillen und weichem Jartgefühl, das bei Bismarck so oft zu feuchtem Schimmer sich verklärt. Beiden steht die unerschütterliche Treue pupillarisch im Auge. Beiden zuckt aber auch um den Mund der stolze Trotz, der so gar nichts von Geschmeidigkeit weiß und die eigene Würde unverletzlich hütet. Beiden liegt auf der Stirn ein Gewölk von Ernst und gelassener Entschlossenheit. Aber während es in Bismarcks Antlitz wetterleuchtet wie Wolkenzorn, vor dessen Schloßengeprassel alle Hammel sich zu Klumpen ballen, gleicht Hindenburgs Bild einer Landschaft, über die hinter abziehendem Unwetter und vergrollendem Donner bereits wieder die helle Sonne fröhlichen Schalksinnens huscht. Bismarcks Humor hatte allezeit etwas von Arzeitwucht, die mit felsblöden zerschmettert. Hindenburgs Lächeln erregt den brennenden Wunsch, ihm die Hand drücken zu dürfen. Und doch bleibt auch er immer, wie eine Herrin ihn mir dieser Tage schilderte, „riesig gemütlich und furchtbar nett“. Damit stimmt überein, was sie mir über seine Stimmung im Hause ihrer Frau Schwester erzählte: vor der Schlacht von herzbeklemmendem Ernste, in einer geistigen Versammlung, der man anmerkte, wie gewaltige Bilder sein inneres Schauen erfüllten, nach der Schlacht in einer wohligen Spannungslösung, die das alte Behagen mit sich brachte und auch den goldigen Tropfen im geschliffenen Glase wieder zu würdigen wußte.

Die starken hier hervortretenden und doch im großen Letzten wieder sich ergänzenden Gegensätze zwischen Bismarck und Hindenburg erklären sich ja auch aus ihrem Lebensschicksale. Der Begründer des Deutschen Reiches ist unter Hünenkämpfen von Erfolg zu Erfolg geschritten und hat erst am Abende seines Lebens die Tragik seiner Größe erfahren. Des Feldmarschalls Leben ist eine einzige Kette von Vorbereitungen gewesen, der die Krönung durch große Taten am Ende vorbehalten war.

Noch stärker ist der Gegensatz zwischen Bismarck und Hindenburg in ihrem Erziehungsgange. Bismarck hat zwar einmal ausgesprochen, daß er lieber mit dem Degen in der Hand auf dem Schlachtfelde für seinen König gestritten haben würde, als sich mit der Diplomatie herumzuergern. Aber dies Gefühl hat sich doch wohl erst spät in ihm ausgereift. Denn was in seinen Träumen lebte und seinen Ehrgeiz lockte, lag von vornherein in Preußens politischen Riesenaufgaben, an die er mit der selbstverständlichen Siegeszuversicht des Landjunkers herantreten ist, der den vom Kutscher verfahrenen Karren mit fröhlichem Juruse an die zitternden Säule ins Gleis bringt. Auch in Hindenburgs Jügen tritt uns etwas von diesem unbezähmbaren Willen entgegen, und wir können uns wohl vorstellen, daß es auch in ihm zur Jünglingszeit ähnlich rumort haben mag wie in Bismarcks Seele. Aber ganz anders wie dieser hat er als Kadett frühzeitig Selbstüberwindung üben gelernt.

Auch sein Leben ist, gleich dem Bismarcks, Arbeit und abermals Arbeit gewesen. Aber diese Arbeit hat doch zur Vereinheitlichung seines Wesens sehr viel besser beitragen können, als die nervenfressenden Seelenkämpfe, unter denen Bismarck in dem Worte des Lateiners von sich sagen mußte, daß er sich im Dienste des Vaterlandes verzehre.

Grundverwandt ist das aufrichtige, von aller Frömmelikeit freie, felsenfeste Gottvertrauen, in dem die Selbstsicherheit beider großer Männer verankert ist. Aber während dies in Hindenburgs bibelfester Art von vornherein unerschüttert geblieben zu sein scheint, hat Bismarck es sich nach den Wirbelwinden der Nachener Zeit in dem Sturm und Drang von Kniephof über Spinoza hinweg unter philosophischer Zerlegung der Leidenschaften erst wieder erobern müssen. Und ganz gelungen ist ihm dies doch nur unter dem Einflusse des Taddenschen Kreises und in dem Werben um die innere Seelengemeinschaft seiner Johanna. Aber Bismarck in seinem Seelensturm, wie Hindenburg in seiner feierlich ausgeglichenen Religiosität sind sich wieder beide gleich in ihrer Stellung zur Natur. Den Alten von Friedrichsruh kann man sich nicht anders denken, als im Rauschen seiner Eichen und Buchen, den Gutsherrn von Varzin nicht anders als unter den Kronen seiner Föhren, die er in ihrer zähen Genügsamkeit als das echte Sinnbild preussischer Eigenart liebte. Hindenburg erwähnt, wie er bei der Ausfahrt im Hinblick auf seine ostpreussischen Wälder wieder so recht gefühlt habe, daß er ein Sohn der Provinz sei, deren Befreiung vom Feinde ihm Gott zum Werke seines Lebensabends gesetzt hat.

Beide, der Staatsmann wie der Feldherr, sind tüchtige Jäger. Ein Jagdgehilfe, der Hindenburg im Tännengebirge auf Gamsjagd geführt hat, erzählt uns viel Ruhmendes von seiner Ausdauer, Ruhe und Sicherheit. Bismarck ward einmal von einem Russen, der ein Bärenfell unter dem Billard erblickte, gefragt, ob er auch Jäger sei. Bekannt ist seine Antwort: „O, ich jage sehr gern. Wenn nur die politischen Nebengeschäfte nicht wären!“ Hindenburgs Heim schmückt manches gute Geweih. Aber ein Schiefer ist er ebensowenig, wie Bismarck es gewesen ist, von dessen pfleglicher Hege noch weit über seinen Tod hinaus der Varziner Forst glänzende Beweise liefert; zur Posener Ausstellung hatte die Gräfin Wilhelm Bismarck eine Rehkronen geschickt, die nach Maß und Gewicht den ersten Sieger der deutschen Erinnerungs-Ausstellung weit hinter sich läßt.

Die beiden großen Männern eigene Gewalt des Willens und Kraft des Gemütes ist es, die bei jedem Siege Hindenburgs ebenso wie bei jeder Seeschlappe des meerkherrschenden Englands uns Bismarck gedenken läßt. Denn das bleibt das gewaltigste an seiner das Jahrtausend überragenden Erscheinung, daß jede Aeußerung deutschen Heldentums von ihm ausstrahlen scheint. In dieser Vereinigung aller höchsten deutschen Männlichkeit liegt das Geheimnis der mythenbildenden Kraft, die den Alten von Friedrichsruh schon bei Lebzeiten mit dem Kranze grauer Sage umwoben hat. Wir müßten schon auf Kaiser Rotbart im Kyffhäuser und auf Hermann den Befreier zurückgreifen, um auf jene Unmittelbarkeit zu stoßen, in der Bismarcks Gestalt sich hineinreckt in das Gebiet der Sage als Bringer alter Herrlichkeit, als warnender Eckehard und als Verheißer besserer Zukunft, wie sie das Sehnen unserer Tage als Krönung seines Lebenswerkes von Gott erblickt.



Gesiegt.

Erzählung von Eva Frohn.

Heulend brauste der Wind durch die Nacht und riß das Gewölk am finsternen Himmel in Fetzen, so daß jäh der Mond hervorbrach und mit fahlem Schein die weite russische Ebene beleuchtete. Schweigend schoben sich wie kriechende Schlangen endlose Munitionskolonnen auf dem schlechten polnischen Weg entlang, müde Pferde keuchten im Sande, kräftige Hände griffen in die Speichen, wenn die

Räder im grundlosen Schlamm stecken blieben. Zwei Stunden waren es noch bis zum Quartier, einem elenden, polnischen Dorfe, in dem Mann und Rosß nach dem anstrengenden Marsch kurze Stunden der Ruhe finden sollten.

An der Spitze der Abteilung ritt der Kommandeur, ein weißhaariger Major mit jungen, braunen Augen, ihm zur Seite sein junger Adjutant. Fröstelnd wickelten sie sich fester in die Mäntel, ohne hindern zu können, daß der eisige Wind sie bis ins Mark erkältete; stumm ritten sie nebeneinander her, hoben plötzlich im selben Augenblick den Kopf und lauschten auf den rasch näher kommenden Hufschlag eines galoppierenden Pferdes. Im Mondlicht tauchte nach einigen Sekunden ein dunkler Schatten auf, mit verhängten Zügeln sprengte ein Ordonnanzoffizier heran, verhielt sein Pferd und meldete dem Kommandeur: „Befehl, bis auf weiteres zu halten, da in der Front Kosaken gemeldet sind und das Vorland erst von einem Schützenbataillon gesäubert werden muß.“ Der Major warf einen sorgenvollen Blick zurück auf seine Kolonnen; hier, auf freiem Felde halten, bei der bitteren Kälte, hungrig, dürsteten, — es war hart. Aber nichts zu machen. Er erteilte Befehl, zu halten winkle seinem Burschen, sprang vom Pferd und schlug die Arme übereinander, um sich zu erwärmen. Schon nach zehn Minuten prasselte auf dem Feld neben der Straße ein lustiges Feuer. Wo die Mannschaften das Holz her hatten, ahnte kein Mensch, aber seit sie wußten, daß ihr Major die wärmenden, flackernden Flammen liebte, hatten sie bei jeder Raß mit verblüffender Schnelligkeit ein Feuer entzündet und schleppten alsbald ein paar Sitzgelegenheiten herbei.

Auch heute saßen die Herren bald an der knisternden Glut, der Bursche brachte sogar eine Blechtasse mit dampfendem Tee. „Wo hast du denn das aufgetrieben?“ fragte der Major verwundert. — „Hob' ich mitgenommen, werd' ich doch sorgen für meinen Herrn Major,“ grinste der Bursche. — „Bist ein figer Kerl, das wird schmecken.“ Der Kommandeur nickte dem Burschen freundlich zu, nahm mit Behagen einige Schlucke des heißen Getränkes und reichte das Gefäß seinem Adjutanten hin. „Trinken Sie, das wird Ihnen gut tun. Sie sind heute garnicht bei Stimmung, lieber Freund. Fehlt Ihnen etwas?“ — „O nein, Herr Major, mir fehlt nichts, bestimmt nicht,“ stammelte der junge Oberleutnant und fuhr mit einer raschen Bewegung mit der Hand an den Kragen seiner Husarenattila, als beenge ihn etwas.

Dann saßen sie wieder schweigend. Das silberne Licht des Mondes mischte sich mit dem roten Schein des flackernden Feuers und kühlte die beiden Männer in magische Beleuchtung. Auf der Straße sah man die Umrisse der Wagen und Pferde, sah die hin- und hergehenden Leute, bis die jagenden Wolken den Mond verdeckten und das Bild im Dunkel verschwand. „Vielleicht erwartet uns die Post im Quartier,“ unterbrach der Major das Schweigen, „drei Wochen haben wir nichts gehört; wüßte wohl gern was von meinen beiden Söhnen im Feld, von Frau und Enkelkindern. Und Sie, Sie sehnen sich nach einem Wort von Ihrer Frau!“ — „Ich weiß nicht, ob ich eins vorfinde,“ sagte der Adjutant mit gepreßter Stimme; „meine Frau ist Engländerin und, und —“ Er schwieg. — „Das wußte ich nicht, das ist eine schwere Sache jetzt; nun verstehe ich, daß Sie nicht immer fröhlich sind. Haben Sie Kinder?“ „Nein, Herr Major, noch nicht; aber meine Frau erwartet ein Kind, vielleicht ist es schon zur Welt gekommen, ich weiß es nicht, werde es nicht erfahren.“ — „Nicht erfahren?“ — „Ja, Herr Major, es ist so.“ Wieder Schweigen. Dann sagte der Major langsam: „Wollen Sie mir nicht erzählen, lieber Kamerad? Vielleicht erleichtert es Ihnen ein wenig das Herz.“ — „Wenn ich darf?“

Und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er hastig zu sprechen fort: „Ich hatte geschäftlich in London zu tun, fuhr von da zur Erholung nach Eastbourne, dort habe ich meine Frau kennen gelernt. Ich will Sie nicht mit der Vorgeschichte aufhalten. Wir gewannen uns lieb und haben bald geheiratet. Glückstrahlend folgte sie mir in meine rheinische Heimatstadt; es mag ihr nicht immer leicht geworden sein, sich in deutsche Verhältnisse zu finden, sie

hat oft versucht, englische Gebräuche bei uns einzuführen, in kleinen Dingen habe ich ihr nachgegeben, vielleicht zu leicht: ich hielt es nicht für wichtig. Im Juli fuhren wir nach England zu ihren Eltern, sie wollte sie gern noch einmal sehen, bevor sie, des Kindes wegen, reisefähig würde, der Arzt hatte nichts dagegen. Bei den ersten Anzeichen des nahenden Krieges wollte ich abreisen. Da weigerte sich meine Frau, mitzugehen. Sie verstand nicht, daß ich als Kaufmann in den Krieg ziehen würde, wollte mich halten, weinte, bat. Sie war im Anfang vollständig davon überzeugt, daß sie mich zurückhalten könne, dann, als sie verstand, kam der Trost. „Du kannst gehen, ich bleibe hier,“ erklärte sie. Ich habe sie nicht umstimmen können, wurde heftig und verdarb damit alles. „Du bist meine Frau, bist durch mich eine Deutsche geworden,“ schrie ich ihr zu. Da hat sie mich kühl und erstaunt angesehen und mir erwidert: „Oh no, I am English and my son shall be an English boy, I shall call him Harry.“ — So hab' ich abreisen müssen, Herr Major, machtlos muß ich geschehen lassen, daß mein Kind auf englischem Boden geboren wird, daß es einen englischen Namen trägt.“ Der junge Offizier sprang auf, ballte die Hände. „Ich habe ihr geschrieben, daß meine Frau und mein Kind deutsch sein müssen, daß ich sonst keine Frau mehr habe,“ stieß er tief erregt hervor. „Dier Monate dauert der Krieg, ich habe nie ein Wort von ihr gehört, meinen Eltern hat sie nicht geschrieben, und in diesen Tagen — in diesen Tagen kommt das Kind zur Welt.“

„Armer, junger Freund,“ sagte der Major leise. „Sie dürfen den Mut nicht verlieren, sie wird zurückkommen, ihre Liebe wird siegen.“ Hoffnungslos schüttelte der Adjutant den Kopf. Und dann saßen die beiden wieder am verlöschenden Feuer, umspielt von den zuckenden Schatten der sinkenden Flammen, die, von rasenden Windstößen angefacht, noch einmal emporlohten. Bevor die letzte Glut erkaltet war, kam der Befehl zum Vorrücken.

Nach zwei Stunden mühsamen Marschierens erreichten die müden Truppen ihre Quartiere, und nach einer weiteren Stunde der Arbeit saß der Major in einer räucherigen Stube an einem alten, gebrechlichen Tisch und las mit leuchtenden Augen seine Post, die ihm erzählte von seiner Frau und seinen Enkelkindern, von seinen zwei Söhnen im Feld; er las, bis ihn ein schluchzender Laut aufsehen ließ. Am Fenster stand sein junger Adjutant, hielt ein zerknittertes Telegramm in der Hand und die hellen Tränen liefen ihm übers Gesicht. Erschreckt sprang er auf; da reichte der Offizier ihm das Blatt hin, und er las: „Am Rhein ist Dein Junge geboren, und er heißt Hans. Weil ich Dich lieb habe, Mary.“



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Wenn es nun bald wieder Frühling wird.

Wenn es nun bald wieder Frühling wird,
Singen die wehenden Winde,
Von jubelnder Lerchen Weisen umschwirrt,
In unsrer grünenden Linde
Wieder nach Winters Stürmen und Not
Ihr süßes Lied in das Morgenrot.

Du aber, du wirst nicht bei mir sein,
Ich werde ihm lauschen ganz allein,
Du schlummerst in feindlicher Erde.
Nun schlägt mir das Herz so bang, so bang,
Ich fürchte, wie nichts sonst, den jauchzenden Klang
Des Lenzlieds, das jauchsende: „Werdel!“

Johanna Weickstr.

Parlamentarischer Frühshoppen bei Bismard.

In das alte, stille Palais in der Wilhelmstraße zu Berlin, in dem Bismard wohnt, treten nacheinander zahlreiche Männer ein. Sie tragen alle schwarze Gesellschaftskleider und hohe Hüte, und aller Gesichter zeigen den Ausdruck gespannter Erwartung. Parlamentarischer Frühshoppen bei Bismard. Jeder weiß, daß ihn da Hochinteressantes erwartet. Der Bismard der parlamentarischen Tribüne und der des parlamentarischen Frühshoppens — das sind zwei ganz verschiedene Menschen. Der lampfbereite Löwe stellt sich hier als lebenswürdiger Wirt dar, der darauf Bedacht nimmt, daß seine Gäste sich in seinem Hause wohl fühlen, und selbst für die Anordnungen sorgt.

Hier scheinen die politischen Gegenätze verschwunden; dem Centrumsmann und dem Fortschrittler, dem Konservativen und dem Nationalliberalen kommt der Kanzler mit der gleichen Freundlichkeit entgegen, für jeden hat er eine Liebeshöflichkeit und ist mit seiner sprudelnden Frische überall. Die Speisen im Bismardischen Hause sind gut und die Weine nicht minder, das Bier schäumt und die Zigarren glimmen und bald herrscht überall die lebhafteste und heiterste Stimmung, die nur Doras, der Reichshund, dem man nachsagt, daß er eine Antipathie gegen die Feinde der Regierung habe, nicht immer zu teilen scheint.

Welche Fülle von interessanten Physiognomien tauchen hier bunt durcheinander auf! Hier das charaktervolle Gesicht des Herrn von Ledebow und dort die vornehme Gestalt Bennigens. Der lebhafteste Mikert spricht mit dem fast unabsehbar langen Professor Greccerus, der elegante Pole von Koscielski plaudert mit dem geistreichen und beweglichen Hammacher, und Graf Herbert Bismard unterhält sich mit einem Manne von echtem Gelehrten-typus: Rudolf Gneiss. Durch die Gruppen wandert zuweilen, von sozialer Hand geführt, ein höchst kurzsichtiger und sehr kleiner Herr mit einem kalten, stark ausgebildeten Schädel: die „Perle von Neppen“, Ludwig Windthorst.

Wer aber irgend kann, der sucht seinen Platz dort zu erhalten, wo der Reichskanzler unermüdet plaudernd bei seiner treuen, langen Peise sitzt. Das ist der Ort, wo Bismard, der geistreiche Plauderer, erst zur Geltung kommt. Von ihm weiß die Weltgeschichte nichts, aber die Menschengeschichte wird sein Bild um so liebevoller aufbewahren. Wie sprüht er von Leben und Geist, wie fängt er die Gedanken der anderen auf, um die seinen im behenden Spiele der Unterhaltung zurückzuschleudern! Politik und Küche, Dinge und Menschen, Vergangenheit und Gegenwart, Jagd und Polizei — das alles kam und ging in diesen Gesprächen, und zahlreich waren die „geflügeltsten Worte“, die hier entkamen.

Und was für jeden Besucher immer von neuem bei diesen Unterhaltungen überraschend und interessant war, war die Offenheit, mit der sich hier die Weltgeschichte im Realis präferierte. In diesem Hause, wo die Fäden der europäischen Politik zusammenliefen, hier, wo der epochemachende, über Völkergeschichte entscheidende Berliner Kongreß getagt hatte, hier plauderte der Kanzler über seine politischen Erlebnisse, seine Ansichten und Gedanken mit einer Offenheit, die allen diplomatischen Traditionen zuwiderläuft: er nennt seine Feinde Feinde und den Dummen einen Dummen und befestigt ihm noch ein treffendes Bismardwort an: er gibt Enthüllungen aus der großen Geschichte der jüngsten Vergangenheit und spricht über seine Beziehungen zu Fürsten und Politikern wie im engsten Familienkreise.

Dichter haben sich die blauen Rauchwolken zusammengezogen; ein Teil der Besucher hat das Palais bereits verlassen, und nur noch ein kleines Häuflein Getreuer umringt den Fürsten, der unermüdet im Gespräche ist. Da lebt der Göttinger Student in ihm auf und freut sich des Frühshoppens und der Gemütlichkeit, und erst, wenn der letzte Gast sich verabschiedet hat, denkt auch der Fürst an den Schluß, leert noch einen Schoppen, tut einen Seufzer und kehrt zurück unter die Herrschaft Schweineters und der strengen Arbeit. (Südd. Sta.)

Zigeuner Vörös.

In einem ungarischen Regiment dient ein Zigeuner namens Vörös. Er ist Hornist. Als das Regiment in Polen kämpfte, leistete er vorzügliche Dienste bei Requisitionen; niemand konnte so verlässlich verborgene Nahrungsmittel finden, er schnupperte sie gleichsam heraus wie ein Jagdhund; seine wilden Sinne taten die besten Dienste. Er entdeckte einmal, bloß auf einen huschenden Schatten hin, Maschinengewehre, die aus einer winzigen Lücke im Dach einer Kirche herabgeschossen. Sein Heldenstück aber vollbrachte der Zigeuner in den Karpathen. War da einmal allgemeiner Durst in der Kompagnie und die Quelle weit weg. Der Zigeuner sollte Wasser holen, jedoch unter Bedeckung einer Patrouille — das stärkte man ihm ein — und wohl bewaffnet. Er ging natürlich unbewaffnet, weil sich es so leichter marschiert, und kam mit sehr, sehr viel Wasser zurück, viel mehr, als er allein hätte tragen können. Seine Lasttiere waren

zwölf Russen, die er an der Quelle getroffen hatte. Als er sie dort erblickte, sie ihn aber noch nicht, da schrie er furchtbar, trumvelte und blies das Sturmsignal. Sofort fielen die Russen in die Knie und hoben die Arme.

Deutscher Geschütz-Humor.

Die Bezeichnung „Heißige Berta“ für unsere großen Mörser ist ein Beweis für die dauernde Wirkung und ungebrogene Kraft vollstündlicher Anschauungen. Der Germane hatte von je ein zärtliches Verhältnis zu seinen Waffen. Das Schwert ist ihm die „Liebste“, die „Braut“. Als dann die Kanonen aufkamen, begrüßte er diese Helferinnen im Kampf mit ganz besonderer Freude und gab ihnen allerlei Kosenamen. So betitelte Kaiser Max I. seine Lieblinge, die er oft selbst bediente: Wunderliche Dirn, Kiblerin, Kuniain, Puterinn, Frau Dumbserin, Durnasserin, Kererin, sechs SINGERINNEN, schöne Tarantel, alte Kattel. Von weiteren Namen sind bekannt: die „Kauze Gred“, Nachtigall, Purlepaus, Pfabenschwanz, Botrenndel, Dirngrillen, Einhorn, Wedauf, Basilist, Kernpeiß, Nar, Nerin, Genhübhl, Piepart. Die Freude, die man über die braven Leistungen der Kanonen bei ihrem Aufkommen empfand, spiegelt eine Inschrift in Friedeck wider. Herzog Albrecht III. von Oesterreich hatte mit Kanonen das Raubschloß Leonstein bezwungen. Zum Andenken daran schenkte der Ritter von Zellina einige Kugeln dem Freiherrn Richard Strein von Schwarzenau. Dieser ließ sie einmauern mit der Inschrift:

Hier ist zu sehen, was maach und gestalt,
Herzog Albrecht Leonstein mannigfalt,
Die Besten mit sollichem Zeug beschoh,
Dah der von Nor sie mußt lassen los.
Solch Willul schwerlich zu riechen sein,
Wo die fliegen zumal in die Besten ein!
Danns Wilhelm von Zellina, der edle Herr,
Von Leonstein schaffts zu führen her:
Schenkt seinem Freund Herrn Richard Strein,
Der laht zur Memori aufrichten sein.

Eierhandel in den Vogesen.

Unter dieser Ueberschrift bringt das Nachrichtenblatt des Berliner Turnrats einen Feldpostbrief, dem wir das Folgende entnehmen: „... Meine Kenntnisse der französischen Sprache waren schwach, schon in der Schule, und wurden noch schwächer, als es hieß, das Wenige praktisch anzuwenden; da gab es viel Zeichen-sprache. Zum Beispiel: „Madame, geben Sie uns Eier.“ Antwort: „Je n'ais pas compris.“ Mein Kamerad fragt da: „Wat hat se jesagt?“ Sie hat uns nicht verstanden. Ich suchte krankhaft mein bishchen Französisch zusammen. Kamerad Fritz, ein echter Berliner Schlächtermeister, weiß sich besser zu helfen. „Ah Artur, seh doch mal wech, jekt wer id mal mit ihr Französisch sprechen. Madame, wir wollen dud, dud, dud, dud haben,“ und zeigt auf einen weißen Porzellantopf an der Tür. „Ah, compris, Monsieur, compris!“ Verschwindet und bringt uns Eier; großes Gelächter unter uns. „Siehste, Mensch, id wer den schon noch Deutsch heibringen, vah bloh uff.“ Als echte Deutsche stehlen und rauben wir nicht. „Artur, frag ihr, wat se kosten.“ Ich frage: „Madame, combien kosten ces oeufs?“ „Dix sous.“ Ich rechne mit meinem schwachen französischen Geirrit, aber wir werden nicht einig. Fritz wird ungeduldig, er rechnet: „Die sechs Eier kosten also vierzig Pfennig. Ja, ja, es stimmt.“ Kräftig klopf er mit dem Kolben auf den Tisch; unsere Madame ist erschreckt mit dem Geld verschwunden...“

Granatfolitter.

Die Piller Kriegszeitung veröffentlicht in einer ihrer Nummern die folgenden „Granatfolitter“: An Kopfsahl ist die russische Armee der unkrigen überlegen, aber — an Köpfen fehlt es ihr! — Unbeschadet der letzten russischen Mikernte haben viele Kosaken ihre Minte ins Korn geworfen. — In Großbritannien sollte die Peerswürde abgeschafft und durch die Piratswürde ersetzt werden. — Ein aufgefangenes Funkentelegramm der Aaence Havas ist zumeist eine aus der Luft gegriffene Füge, in der kein Funken Wahrheit steckt! — Wenn die Deutschen keine Barbaren wären, so brauchten ihre Feinde an Stelle der Festungswerke nur Kathedralen und kunstvolle Rathäuser zu bauen, um unbesiegbar zu sein. — Die Russen haben Czernowit wegen ungünstiger Witterung geräumt. Es war nämlich Granathagel, Kugelregen und Landsturm im Anzug. — England faht die allgemeine Wehrpflicht so auf, daß man sich auf der ganzen Welt allgemein für England zu wehren hat. — Den französischen Dum-Dum-Geschossen fehlt die Spitze — der Zivilisation, an der zu marschieren die Franzosen bisher vorgeben.

In den Karpathen.

Mein Schab, es ist schon lange her,
Dah Abschied wir genommen;
Nun bin ich mit dem Schießgewehr
Ins fremde Land gekommen.
Und wenn der Heimat Sonnenschein
Dir freundlich lacht ins Fensterlein:
Dann den! an den Soldaten,
Der fern in den Karpathen
Kämpft für des Vaterlands Gedeihn
Und für sein deutsches Mägdelein!
Mein Schab, siehst du ein volles Glas
Bei froher Siegesfeier,
Bring' meinen Gruß dem deutschen Raß,
Mir mundet kein Tokajer!
Und wenn des Müdesheimers Duft
Emporsteigt würrig in die Luft:
Dann den! an den Soldaten,
Der fern in den Karpathen
Kämpft für den alten Vater Rhein
Und für sein deutsches Mägdelein!
Mein Schab, siehst du ein frisches Grab,
An dem die Weiber klagen,
Dann trockne dir die Tränen ab —
Leid muh man still ertragen!
Doch wenn der deutsche Frühling grüht,
Und's auf dem Hügel blüht und sprüht:
Dann den! an den Soldaten,
Der fern in den Karpathen
Fiel in dem Kampf um Deutschlands Sein
Und für sein deutsches Mägdelein!

Leo Veljgiger im „Roland von Berlin“.



Luftige Ecke.

Der gut gekleidete stattliche Herr stand eine ganze Weile da und beobachtete die Anstrengungen eines Frachtfuhrmanns, eine große, schwere Kiste durch einen Torweg zu bringen, der dafür zu schmal zu sein schien. Endlich trat der hilfsbereit veranlagte Zuschauer an den Mann heran und fragte ihn mit gütlicher Miene: „Würde Ihnen meine Hilfe angenehm sein?“ — „Darauf können Sie sich verlassen!“ antwortete der andere, und während der nächsten zwei Minuten hoben, schoben und zerrten die beiden Männer, sich gegenüber stehend, an der Kiste herum, aber sie bewegte sich nicht einen Zoll. Schließlich richtete sich der stattliche Herr auf und sprach, während er laut puffete: „Ich glaube nicht, daß wir sie hineinkriegen.“ — „Hineinkriegen?!“ schrie der Fuhrmann. „Sie dämlicher Schafstovf! Ich versuche doch, sie rauszukriegen.“

Zwei Herren kamen eilig auf den Bahnhof zu gelaufen, wo ihr Zug abfahrbereit stand. Als sie den Bahnsteig erreichten, erkante ein Pfiff und der Zug fuhr aus. Nach Luft schnappend sprach der eine, der seinen Humor nicht verloren hatte, zu dem anderen: „Ah, du bist nicht schnell genug gelaufen!“ — „Doch, aber ich habe nicht früh genug damit angefangen.“

„Warum holten Sie sich denn solch ein schlampiges Dienstmädchen?“ — „Sie ist die einzige, der meine Kleider nicht passen würden!“

Er: „Wenn Sie sich weigern, mein Weib zu werden, werde ich nie ein anderes Mädchen lieben!“ — Sie: „Was ich wünsche, ist ein Mann, der mir das verspricht, wenn ich ihn erhöhe.“

Er: „Glauben Sie, daß Geld dazu gehört, um glücklich zu sein?“ — Sie: „Nicht, wenn jemand unbegrenzten Kredit hat.“

Alter Onkel: „Ich habe mein Leben für fünfstausend Mark zu deinen Gunsten versichert. Was kann ich sonst noch für dich tun?“ — Nefte: „Nichts auf Erden, Onkel.“

„Ist Ihre Frau denn so sehr sparlam?“ — „O ja, sehr. Wissen Sie, meine Frau kann einen alten 50-Mark-Dut nehmen, 30 Mark daran wenden und ihn fast so gut aussehen machen, als wenn er neu wäre.“

„Wieviel Fische habi ihr denn schon gefangen, Onkel?“ fragte der vorübergehende Junge den Anker. — „D.“ antwortete der alte Bursche nachdenklich, „wenn ich diesen hier fange, hinter dem ich fest der om und zwei mehr, dann hab' ich drei.“